Tägliches Unterhaltungsblatt

Nummer 223 — Freitag, 23. September 1921

Die Dame aus New-York.

Roman

[27. Fortsetzung.] von [Nachdruck verboten.]

Fritz Reck-Malleczewen.

Copyright by Rudolf Mosse, Berlin 1921.

Und wie die Flammen die grotesk vergrößerten Schatten der Leichenräuber an die Wand malen, und wie dann der für alle Regisseure eines solchen Mordtheaters gefährliche Augenblick eintritt, in dem es wirklich an dieser Stelle nichts mehr zu plündern und zu töten gibt und die Akteure sich zu langweilen beginnen... da tanzt von der Höhe, wo die Europäervillen liegen, ein neuer Gespensterzug von Grauen und Irrsinn die Straße hinab.

Und wenn es bisher nur der Fallenmacher Jen und der Billardkugelschnitzer Dsin waren, und wenn bisher Alt-China das Morden mit der bedächtigen Geste seiner Urväter besorgt hat, so ist es jetzt der schon erwähnte Fabrikpöbel, und es ist nicht zu bezweifeln, daß er die Technik des Tötens noch virtuoser handhaben wird. Weiber kommen voran, ehemalige Dirnen und Latrinenwärterinnen, Petroleusen der Erotik, die wie lebendige Schmutzlappen aussehen. Dann halbnackte Metzger aus den großen Schweineschlächtereien und junge Burschen, die gestern noch für ein Sixpencestück den Mond heruntergeholt hätten, und befreite Verbrecher mit Brandmalen auf der Stirn und von den Strominseln hergeholte Räuber deren Metier es ist, ab und zu einen kleinen Flußdampfer geplündert und mit kaltgemachter Mannschaft stromabwärts zu schicken.

Und mitten eingekeilt in diese Schar, die die Straße verstopft wie eine überfüllte Kloake, gefesselt, bewacht, marschiert das überwundene Europa. Mimosenhafte Frauen, die man in der Abendtoilette gestört hat, mit zerfetzten seidenen Dessous und Kratzwunden auf den weißen Armen. Eine Französin hat sich nicht von dem Schoßhündchen Mousquiton trennen können, und die Frau des belgischen Generalkonsuls, der ein Faustschlag das Gesicht greulich entstellt, schreit gellend den Namen ihres Mannes, den längst irgendwo in den Büschen seines Gartens eine barmherzige Kugel erreicht hat. Zitternde Zofen mit vielsagenden Spuren übler Mißhandlungen tragen nackte Kinder, die man aus ihren Betten gerissen hat, und Angelsächsinnen mit gesegnetem Leib schreiten stolz in aller Schmach, und ein steinaltes jüdisches Ehepaar, aneinandergeschmiegt nach gemeinsamem Leben, Adam und Eva, gegenseitig sich stützend, hat man aneinander gefesselt.

Und wenn man die Weiber sich zu lustigeren Dingen aufhebt als zum sofortigen Tode, so sind die Männer, die hinterherkommen, jetzt schon ein todgeweihtes Geschlecht.

Wer noch nicht völlig gelähmt ist von den Henkerhänden, wehrt sich mit matten Faustschlägen gegen die Peitschenhiebe, die auf die fetten weißen Rücken fallen, daß die Haut unter dem Ochsenleder der Geißeln zerbirst. Und wer überwunden ist, bettelt mit den Augen, die Todesangst aus den Höhlen treten läßt, und die Schreie übertönen schrill die Lachsalven und das Brüllen Chinas. Und durch diesen wahnsinnigen Kontrapunkt von Hohn und Todesschreien klingt der Cantus firmus der spanischen Jesuitenmönche, die mit leeren, mit geblendeten Augenhöhlen, Hand an Hand gefesselt, schreiten und das Miserere singen.

Sie ist erstarrt von dem Jammer ringsum, sie ist gewissermaßen gefroren unter dem Eileshauch der Bestialität, und wenn auch ihre Augen gesehen und ihre Ohren gehört haben mögen: dies alles ist ihr hinterher nur wie ein lockerer Zug von Schemen vorgekommen. Dann aber geschieht etwas, was sie zur Wirklichkeit erweckt. Eben, als der Zug passiert, geschieht es nämlich, daß über den freien Platz etwas Unerwartetes und kaum hierher Gehöriges rollt. Ein rundes buntes Ding... ja, nichts anderes als ein Kinderball. Man weiß nicht, woher er kommt, man sieht nur, daß er gerade in einer Blutlache haltmacht; das ist lächerlich und erklärlich. Aber da löst sich von dem Weib, das eben in zerfetztem Hemd an einem Strick gehalten von einem Kerl mit abgründigem Gesicht vorübergeführt wird... ja, da löst sich von der Mutter ein kniehohes trippelndes Wesen, das an dem zerfetzten Hemd gehangen hat, löst sich, läuft dem Spielzeug nach, erhascht es, läßt es fallen, holt es wieder und will zur Mutter zurück. Nackte bloße Füße huschen über den Stein, ein ruhiger, ein königlicher Blick, dem dieser Ball, die Mutter, die ganze Welt gehört, sieht sich im Kreise um, und wenn der Ball auch blutig ist, so ist es doch ein Spielzeug oder der Weltenball, und niemand wird ihm einem jungen Könige streitig machen.

Und eben, als die Mutter schon fast erreicht ist, da faßt eine lange gelbe Hand nach dem Kind: man sieht ein altes jodoformfarbenes Chinesenweib, eine Spielhöllenbesitzerin, eine Bordellhälterin letzten Grades, des Teufels Großmutter.. und sie hat plötzlich das Kind am Rock erwischt. Dort brennt die Benzinzisterne, und es kostet nur einen einzigen kräftigen Wurf: hinein mit der weißen Brut

Das alles ist ganz schnell in fünf Sekunden geschehen. Und plötzlich, während die Mutter aufheult wie eine verwundete Hündin und vergeblich an ihrem Strick zerrt, da fliegt aus der Menschenmauer heraus ein anderes Weib, hat plötzlich die Alte an der Kehle gefaßt und hat ihr das Kind fortgerissen. Das Kind, harmlos, als ob nichts geschehen wäre, erreicht nun wirklich die Mutter, die beiden kämpfenden Weiber sind zu Boden gestürzt, sie wälzen sich, zu einem beißenden, schnappenden, kratzenden Knäuel verstrickt, auf den Steinen.

Bei Gott, dies ist ein ernsthafter Kampf: diese Violet Tarquanson, die eben aus ihrer Erstarrung erwacht ist, hat den geschmeidigen Leib einer jungen Hirschkuh, aber das Weib, mit dem sie sich da herumbalgt, sieht nicht umsonst wie der Teufel aus. Und wenn die eine von dem dunklen Wunsch ihres Schoßes getrieben wird, der nie ein Kind getragen hat, dann hat die andere vielleicht einen Sohn gehabt, der von einem europäischen Richter gehängt oder von einem tropenkollerigen Werkmeister zu Tode geprügelt worden ist. So ist es ein Ringen auf Leben und Tod, ein verzweifeltes Ringen, mit aller Weiberlist geführt, mit Sand den man sich gegenseitig in die Augen wirft, und Armbissen und ausgerissenen Haarbüscheln.

Für Asien, das diesem Kampfe zusieht, ist es nichts als ein lustiges Satyrspiel zwischen einem Morden und dem anderen, Ermunterungsrufe und Lachsalven beleben ihn. Er ist noch unentschieden, da schreit es plötzlich auf der anderen Seite, und die Knüppel Bewaffneter in Khakiuniformen sausen auf die Menge nieder, daß die Menschenmauer sich teilt und alles, den Gesang der gefolterten Mönche ausgenommen, verstummt.

Und plötzlich geschieht es, daß diese Violet Tarquanson, gerade als sie ihre Gegnerin bewältigt hat, hochgerissen wird von einer starken Hand. Sie sieht nicht, daß ihre Gegnerin sich fortstiehlt, sie sieht Sänften, die man vor dem Zug der gefesselten Europäer niedersetzt, und sieht wieder die Hornbrillen weißbärtiger Mandarinen und kann das alles erst begreifen, als sie eine bekannte Stimme hört und dort, bei den Reitern, eine wohlbekannte Gestalt sieht.

Man muß nicht denken, daß der Earl of Hensbarrow gekommen ist, die Europäer zu retten, o nein: er hütet sich wohl, dem Pöbel, den er in der Hand behalten will, sein Spielzeug fortzunehmen. Aber da die Ordnung, deren Hüter er ist, auch in dem befreiten China nicht aufgehoben sein darf, so ist er gekommen, die Exekution der Gefangenen in die Hand regulärer Soldaten zu legen und vorher ihre Weiber zu entfernen, und er weiß auch, warum und wohin. Er ist abgesessen, er trägt wieder seinen europäischen Straßenanzug, es gibt keine Widerrede gegen seine Befehle, und die Hand, die die Peitsche hält, ist weiß von dem harten Griff.

Und als er so den Platz betritt, auf dem zwei Weiber um das Leben eines Kindes kämpfen, da geschieht es plötzlich, daß die eine der beiden, die man unter den zerfetzten Schleiern jetzt erst als Weiße erkennt, sich losreißt von dem Manne, der sie von der anderen getrennt hat, ja... und daß sie den Earl of Hensbarrow mit grimmigem Griff an die Kehle faßt, ihn, den zur Stunde mächtigsten Mann von Hankou und Wutschang, ihn, der für alle diese Greuel, für die Qual dieser Menschen, für das Leid des Kindes da verantwortlich zu machen ist.

Was in dieser Minute von diesem Weib mit dem zerkratzten Gesicht und den zerrauften Haaren dem Earl of Hensbarrow ins Gesicht geschrien wurde, auf offenem Platz wird nie ein Mensch erfahren: die Anwesenden, die dieses rasende Englisch hätten verstehen können, waren wohl zu sehr mit ihren eigenen Qualen beschäftigt. Der Pöbel aber verstand es nicht, und die Beamten und Offiziere erkannten das als die Privatangelegenheit eines seiner mächtigen Menschen und hörten nicht hin weil sie nicht hinhören wollten, und wahrten mithin ihr Gesicht.

So vollzog sich denn hier vor der ungeheuren Oeffentlichkeit der Abschluß einer Liebesepisode, die letzte Auseinandersetzung zweier Menschen, die einmal zueinander gestrebt hatten und sich jetzt mit einem letzten wütenden Ausbruch ihres Hasses gegenüberstanden: das geschändete Weib und der Mann, der sie fortgeworfen hatte, sowie sie ihm lästig geworden war, und der sie nun anhaßt, weil sie noch immer seinen Weg kreuzt.

Auch das währte nur wenige Sekunden. Aber die Stimme des rasenden Weibes überschreit allen übrigen Jammer dieses Platzes, und wenn diese Frau, wie eine andere von einem fremden Manne Geschändete, in dieser Stunde eine Waffe gehabt hätte, vielleicht würde sie noch jetzt wie Judith die Rächerin eines ganzen, plötzlich zerschmetterten Volkes geworden sein. Da sie aber wehrlos ist, so vollzieht sich alles Weitere ganz selbstverständlich: der Earl of Hensbarrow hebt die Peitsche und zieht einen einzigen klaffenden Hieb über dieses einstmals so begehrte Antlitz, einen Hieb, der die Haut spaltet und dieses Gesicht für immer verunstaltet.

Da schreit sie auf, und der wütende körperliche Schmerz macht sie blind für alles, was hier noch geschieht. Und dann schallen bellende chinesische Kommandos, und dann schieben sich Bewaffnete zwischen Männer und Weiber, und der ganze Jammer dieses Tages ballt sich noch einmal zusammen in dieser Trennung. Dann wird auch diese Frau, die ihren letzten Kampf gekämpft hat, und die das über das Gesicht rinnende Blut blind macht, in den Zug der gefangenen Weiber gestoßen, der sich langsam nach dem Fluß zu in Bewegung setzt.

Sie weiß wenig von den Stunden, die nun folgen. Sie sieht sich wieder auf einem der sargähnlichen Boote, fremde weiße, verstumpfte oder verzweifelte, Frauen sind ringsum — das ist verschwommen und gleichgültig. Die Fahrt endet wieder irgendwo auf dem anderen Ufer — sie hat dort einmal vor tausend Jahren eine grüne Kreatur mit Hornstacheln auf den Augenlidern in einem Käfig gesehen, ein Geschöpf, das man den Stromgott nannte... Dann kommt ein langer Marsch den Kai entlang, der Wind bläst die Funken des Brandes bis hierher... vom anderen Ufer schallen wieder Schüsse... die Weiber ringsum kreischen auf... irgend jemand stürzt von der Mauer in den kochenden Strom — das ist alls unwirklich und gleichgültig.

Aber dann kommt man wieder vor das Jamen, in das man sie vor zwei Tagen von dem Schiff gebracht hat, das schreckliche uralte Holzjamen, in dessen Fundamenten eine tote Frau eingemauert ist. Sie wird von den übrigen getrennt, das Jamen hat viele Zimmer für viele Weiber, es ist das Jamen eines reichen Mannes, der seine Weiber wechseln kann, so oft es ihm beliebt. Sie liegt wieder in dem großen chinesischen Himmelbett, das Blut von dem Hiebe ist geronnen, das Fieber beginnt sie heftig zu schütteln.

Von fern, vor dem Fenster, von dem Hafen hört sie Rufen, Singen, Lärmen, Brüllen. Vielleicht ist auch eine ihr wohlbekannte Stimme dabei... man kann sich später nicht mehr daran erinnern. Man liegt da und wird von dem alten Chinesenweib gepflegt. Das Blut wird vom Gesicht gewaschen, es riecht nach scharfem chinesischen Essig. Es wird auf den Gängen vor der Tür wieder lebendig, man merkt die Nähe von vielen Männern. Man wird angezogen und bekommt neue chinesische Kleider, man wäre sehr schön, wenn man nicht so verprügelt wäre und nicht diese Wunde im Gesicht hätte. Man ist doch recht schwach, man ist weinerlich und kann nacht recht stehen und fällt immer wieder um, wie die Puppe, die man selbst als Kind vor tausend Jahren angezogen hat. Da kommt das alte Weib mit einer langhalsigen Flasche, man weiß nicht, ob das Weib barmherzig oder ein alter Teufel ist. Aber man trinkt doch gierig den Reisschnaps, und wenn man nun auch betrunken ist und lallt, so kann man doch wieder gehen, und auch der Wundschmerz läßt nun nach.

Und wieder fallen Schleier um sie und nur wie bunte Gobelins ziehen die Dinge an ihr vorüber. Sie geht am Arm der Alten durch die Höfe, sie kommt in eine große alte Veranda, in der Lampions brennen. In der Veranda sitzen Männer mit Hornbrillen und Totenschädeln, weiße Frauen hocken allesamt in chinesischen Gewändern neben ihnen, und wenn diese Frauen auch apathisch sind wie Leichen, es ist doch lustig hier. Und wenn man auch selbst verprügelt und zu häßlich geworden ist, um noch die Geliebte eines farbigen Mannes zu sein, so hat man doch immer noch einen schönen Körper. Und plötzlich hebt man den Mantel mit den Händen und schnellt in seiner Betrunkenheit tanzend über den Teppich, und johlt plötzlich nach der Melodie eines New-Yorker Gassenhauers ein Zotenlied... man weiß nicht, woher man es kennt, und man wundert sich nachher selbst, daß man inwendig eine solche Kloake ist. Ja, man lacht darüber, daß die Chinesen auf den Teppichen nicht alle Zweideutigkeiten verstehen, und daß einer dem anderen die Obszönitäten einer weißen Frau erklären muß und daß sie dann lachen oder einen verächtlich anschauen, o... mit den höhnischen Totenaugen, die man schon irgendwo einmal an irgendwem gesehen hat.

Aber da geht mit einem Male durch den Luftzug ein Lampion in Flammen auf, und man hält das für ein brennendes Kind und hört mitten in einer Cochonnerie zu singen auf und läuft schluchzend aus dem Zimmer.

Draußen in der Nachtluft wird sie dann etwas nüchterner. Sie sieht den Brand der großen Stadt drüben wieder in schrecklicher Röte am Himmel stehen und hört die Schüsse, mit denen man drüben die letzten, sich noch in den Weinbergen versteckenden Europäer tötet. Sie irrt durch viele Gänge und kommt an vielen Türen vorüber und hört überall die gleiche Musik: das Lallen betrunkener Männerstimmen und leises Weinen und Wollustgestöhn und Grammophonkrächzen und Fluchen, und das Zirpen chinesischer Zupfgeigen. Und wenn sie das alles auch nicht voll begreift, so ahnt sie doch, daß dieses Jamen mit seinen unübersehbaren Höfen zur Stunde ein Zuchthaus erzwungener Freuden ist, in dem siegreiche Asiaten den Hunger nach weißem Frauenfleisch stillen, diesen Hunger, der sich zuerst in den Liebesverhältnissen chinesischer und japanischer Studenten mit Pariser und Stockholmer Schreibmaschinenmädels schüchtern dokumentierte, und in dieser **Noche trista** der weißen Frau endet. — — —

Sie taumelt, auf den Arm des alten Weibes gestützt, in ihr Zimmer, sie verlangt wieder zu trinken und reißt die Flasche an sich und trinkt und versinkt in schnarchenden Schlaf. Sie schläft und weiß nicht wie lange. Sie glaubt die Stimme vieler Menschen in dem Raum zu hören; sie hat später eine vage Erinnerung an viele mongolische Gesichter, taumelnde Gestalten in Uniformen, in blauen Mänteln, sie glaubt Streiten zu hören und eine erregte Balgerei an der Tür ihres Zimmers. Erwacht... vergessen... sie hat niemals hinterher gewußt, was von alledem Wirklichkeit gewesen ist.

Es ist dunkel ringsum, als sie von ihrer Wächterin aufgerüttelt wird. Sie rafft sich auf mit einem Schädel, der zum Zerspringen schmerzt; der Fusel ist noch in ihren Gliedern, sie ist schwindelig zum Erbarmen, sie muß erbrechen und fällt schließlich von dem unsauberen Bett auf den schmutzigen Boden. (Fortsetzung folgt.)

Zwei Fabeln.

Von

Hans Gäfgen.

Ein Streit.

Lampe, Feder und Papier stritten sich, wer von ihnen am wichtigsten sei für das Schaffen des Dichters. Sie beschlossen, ihre Unentbehrlichkeit zu beweisen.

Als der Dichter abends zum Schreibtisch kam, erlosch plötzlich die Lampe. Kein Bemühen brachte sie wieder zum Leuchten. Die Lampe lachte innerlich und wisperte der Feder und dem Schreibtisch zu: „Paßt auf, jetzt legt er die Arbeit zur Seite. Ihr seht, wie wichtig ich bin."

Doch, sieh! Ein Streichholz blitzte auf und eine Kerze, rasch herbeigeholt, warf flackernden Schein in den abendlichen Raum.

Bald eilte die Feder über das Papier. Knacks! Das kleine Metall mitten entzwei gesprungen.

„Verteufelt!" entfuhr es dem Dichter, „die letzte Feder, die ich im Hause hatte."

Doch da fiel sein Blick auf den Bleistift, der daneben lag. Und die Arbeit nahm ihren Fortgang.

Die Feder jammerte über ihre abgebrochene Spitze, die Lampe lachte schadenfroh, das Papier aber machte ein Gesicht, als wollte es sagen: „Jetzt komme ich an die Reihe, aufgepaßt!"

Und schon rollte es sich zusammen. Jeder Versuch, es zu glätten, mißlang.

Verärgert warf der Dichter den Schreibblock in die Ecke. Schon wollte er abbrechen, da fiel sein Blick auf seine abgeknöpften Manschetten (horribile dictu: er trug „Röllchen"!), die neben der Lampe lagen.

Und da war auch der Vers wieder, an dessen Niederschrift ihn das widerspenstige Papier gehindert. Rasch warf er die Zeilen auf die Manschette und schritt hinaus in die mondhelle Nacht.

Als Lampe, Feder und Papier noch über ihre Niederlage jammerten, flog durchs offene Fenster ein kleiner Falter herein, von dem ein mildes Leuchten ausging.

„Unentbehrlich für euren Herrn und für die besten der Menschen, ihr Lieben," sprach der Falter zu den dreien, „bin nur ich. Nicht bei allen Geschöpfen bin ich zu Hause; aber nur wer ein Wesen meiner Art in seiner Brust birgt, hat das wahre Glück."

Die Seele des Dichters flog auf, hinaus in die schweigende Nacht und barg sich beglückend in der Brust ihres Herrn.

Rosen und Glockenblumen.

Auf dem Schreibtisch des Dichters standen in geschliffenen Gläsern weiße Rosen und blaue Glockenblumen.

Die Glocken sprachen zu den Rosen: „Wir sind schöner als ihr. Die Farbe des Himmels ist unser Gewand. Ihr aber seid weiß, farblos und ohne Schönheit."

Die Rosen schwiegen.

Des Dichters Braut trat ein, brach eine der Rosen und barg sie an ihrer Brust.

Der Dichter aber schrieb ein paar Verse und verglich die reine Schönheit seiner Geliebten mit dem Silberweiß der Rose.

Das Gedicht, schlicht und von reifer Schönheit, trug seinen Namen durch die Lande und gründete seinen Ruhm.

Die Glockenblumen welkten und endeten im Staub. Die Rosen trug eine, die glücklich war, in goldener Kapsel auf ihrem Herzen.

Chefredakteur: Otto Nuschke-Berlin-Steglitz.
Verantwortl. Redakteure: für innere Politik, Feuilleton und „Tägl. Unterhaltungsblatt": Karl Vetter-Berlin-Neukölln; für äußere Politik Henning Duderstadt-Berlin; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Blattes: Heinrich Heppenheimer-Berlin; für den Inseratenteil Paul Gräß-Berlin-Lichterfelde.
Druck und Verlag: Rudolf Mosse-Berlin.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.